

Grillo, wie mobilisiert diese Mischung aus Reinhold Messner und Dieter Hildebrandt die politikmüden Italiener? Beobachten ließ sich das Anfang Mai in Parma, der Schinken-Stadt in der Emilia-Romagna. Hier hat die Bewegung mit 19,5 Prozent ihr bestes Wahlergebnis erzielt. Ob ihr Kandidat Bürgermeister wird, entscheidet die Stichwahl kommenden Montag.

Das Campmobil brems vor der Kathedrale, am Steuer Grillos Schwager, der ihn zu Rammstein-Musik seit Monaten von Stadt zu Stadt chauffiert. An Bord tippt Grillo hektisch in sein Blog, hält Sekundenschlaf und springt dann im Holzfällerhemd auf die Straße. Das Wahlvolk, meist junge Männer um die dreißig, internetaffin und wütend, erwarten ihn wie einen Messias, stecken ihm regionale Leckereien zu, Käse, Ossobuco in Tüten, und tragen ihn zur Bühne.

Es folgt die immer gleiche Grillo-Show, Witze über „Psychozwerger“ Berlusconi, der zu viel Sex habe, über „Alzheimer-Prodi“ und „Buchhalter-Monti“, die zu wenig hätten. Grillo punktet mit Forderungen wie öffentlicher Wasserversorgung, Car-Sharing und Umweltschutz sowie kostenlosem Internetzugang als Bürgerrecht. Und natürlich mit dem Austritt aus der Euro-Zone. Er brüllt sich heiser, sie hängen an seinen Lippen, ernsthafte Ideen hört man nicht.

Stark wird die Show erst, als Grillo in die zweite Reihe tritt. Denn er leiht dieser Bewegung nur sein Gesicht, sagt er, Ambitionen auf Ämter hege er nicht. Jetzt sprechen seine Kandidaten, junge Männer und Frauen aus Parma, politisch unerfahren, weder links noch rechts, aber vereint im Misstrauen gegen die herkömmliche Politik und in dem Wunsch nach mehr Basisdemokratie und Transparenz. Grillo mag ein Schreihals sein, die Grillini sind leiser, ernsthafter. Sie hoffen auf eine Lokalpolitik, die etwas bewirkt, bei der Müllentsorgung etwa, der Rettung von Museen oder Kita-Plätzen. „Was die in Rom nicht schaffen“, sagt einer, „gelingt uns im Kleinen, gebt uns eure Stimme.“

Die Chancen stehen nicht schlecht, dass die Grillini bei der Parlamentswahl im nächsten Frühjahr auch nach Rom ziehen. Das Modell der Bürgerliste macht schon jetzt Schule in Städten wie Mailand und Neapel. Wenn Grillos Bestandsaufnahme stimmt und Italiens Parteien sich gegenseitig zerfleischen und am Ende sind, könnten unabhängige Wählerbündnisse auch auf nationaler Ebene funktionieren. Angeführt von anderen Quereinsteigern wie Luca di Montezemolo, Ex-Fiat-, dann Ferrari-Chef. Oder von dem, der wohl als Einziger Rezept für die Sanierung Italiens hat: Mario Monti, dem Technokraten. Noch.

FIONA EHLERS



Boomtown Luanda in Angola: Fünfstellige Gehälter und hervorragende Perspektiven

EUROPAKRISE ★ PORTUGAL

Ab in die Kolonie

Headhunter in Lissabon vermitteln Fachkräfte und Manager in das aufstrebende Angola – ein Land ohne Wirtschaftskrise und mit lukrativen Jobs.

Was tut ein portugiesischer Familienvater mit vier schulpflichtigen Kindern, wenn er nur 900 Euro im Monat verdient?

Er entschließt sich auszuwandern.

Deshalb sitzt der angehende Arbeitsmigrant Antonio Sàágua an einem sonnigen Frühlingsschmiedtag im nüchternen Schleiflackgrau des Büros von Ema Partners International. Die Agentur, in einer ruhigen Seitenstraße des Lissabonner Prachtboulevards Avenida da Liberdade gelegen, vermittelt Fachkräfte und Führungspersonal. Sàágua hat sich herausgeputzt für das Treffen, mit Anzug, gestärktem Hemd, goldenen Manschettenknöpfen und polierten Schuhen.

Der 45-Jährige hat einen Hochschulabschluss in Ergonomie und einen Dokortitel in Marketing-Management, er lehrt an einer führenden Wirtschaftsfakultät der Hauptstadt. 20 Jahre lang sammelte er Erfahrungen als Teamleiter in der Gesundheitsbranche: „Ich war einer der Ers-

ten, die versuchten, für ihre Auftraggeber Arbeitsabläufe sinnvoller und zugleich kostengünstig zu organisieren.“

Und doch bringt ihm die Neuorganisation einer Klinik bei Lissabon nicht einmal mehr tausend Euro im Monat ein. Damit kann er seine Kinder nicht auf die Privatschule schicken und auch nicht die zentral gelegene Wohnung mit den blühenden Bäumen unter dem Fenster halten.

Jorge Fonseca, 42, begrüßt Sàágua schulterklopfend als „amigo“. Er will ihn für die nächsten Vorstellungsgespräche trainieren. Fonseca ist „Career Coach“, er sucht für jeden seiner Klienten einen von tausend potentiellen Arbeitgebern in seiner Datenbank. Detailversessen bereitet der gut vernetzte Ökonom portugiesische Spitzenkräfte auf eine neue berufliche Zukunft vor.

Die liegt für sehr viele inzwischen im Ausland. Und zunehmend in der ehemaligen südwestafrikanischen Kolonie Angola. Mehr als zehn Prozent der Kunden,



ZUTE LIGHTFOOT PHOTOGRAPHY

die Headhunter Fonseca im vergangenen Jahr erfolgreich vermittelte, gingen nach Angola. Auch Sáágua kann sich dort seine Zukunft vorstellen. In der angolanschen Pharmaindustrie werden ihm Monatsgehälter zwischen 8000 und 10000 Euro angeboten, bis zu zehnmal so viel wie in Lissabon.

Zwischen dem einst so stolzen Mutterland am äußersten Westrand Europas und der Kolonie auf dem Elendkontinent,

dem portugiesische Seefahrer im 16. Jahrhundert den Namen gaben, haben sich die Rollen ins Gegenteil verkehrt: Nach dem Sturz der Diktatur durch die Nelkenrevolution 1974 und der Unabhängigkeit Angolas ein Jahr später waren Hunderttausende Portugiesen und Angolaner ins Mutterland zurückgekehrt. In Angola herrschte Bürgerkrieg, ideologisch verfeindete Befreiungsbewegungen kämpften um die Macht.

Heute ist alles anders: Portugal ist eines der ärmsten Länder Europas. Vor einem Jahr musste es unter den Rettungsschirm von EU, Internationalem Währungsfonds und Europäischer Zentralbank schlüpfen; die erzwungenen Sanierungsmaßnahmen kosten immer mehr Portugiesen den Arbeitsplatz, vor allem Arbeitslose mit guter Ausbildung finden keine angemessene Stelle mehr. Ein Wirtschaftswachstum, und damit ein Ausweg aus der Krise, ist weiterhin ungewiss. Die Portugiesen, deren Vorfahren einst in den Kolonien die Einheimischen drangsalierten, fühlen sich heute selbst unterjocht – vom Spardiktat der Nordländer.

Angola aber hat sich seit dem Friedensschluss vor zehn Jahren neben Nigeria zum erfolgreichsten Rohölexporteur Afrikas entwickelt: Durchschnittlich 1,8 Millionen Barrel pro Tag wurden im ersten Quartal dieses Jahres vor der Küste aus bis zu 1500 Meter Tiefe gefördert. Das Land ist inzwischen Chinas zweitgrößter Rohöllieferant. Und es verzeichnet ein Wirtschaftswachstum, um das es im restlichen Afrika beneidet wird; darüber hinaus gibt es reiche Diamantenvorkommen und fruchtbare Böden.

Mit Hilfe der Petrodollar des staatlichen Ölkonzerns Sonangol kann die ehemalige Sklavenarbeiternation nun den ehemaligen Sklavenhalterstaat Portugal

aufkaufen: Angolanische Firmen erwerben Beteiligungen an Staatsbetrieben, die rasch privatisiert werden müssen, Presseunternehmen, Filetgrundstücke an den Atlantikstränden, Luxusimmobilien – und eben Arbeitskräfte. An die 150 000 Portugiesen haben schon ein Visum für Angola erhalten. Portugals konservativer Ministerpräsident Pedro Passos Coelho, der seine Kindheit in Angola verbrachte, wirbt für engste Beziehungen zwischen beiden Ländern.

„Für jeden Schiffbruch in Portugal gibt es eine Rettungsboje in Angola“, schrieb das Wochenmagazin „Visão“. Der Wiederaufbau des Landes nach den Kriegswirren heizt den Boom an: Straßen, Eisenbahnlinien, Flughäfen, Wohnungen, Schulen und Krankenhäuser müssen errichtet, die Versorgung mit Strom, Trinkwasser und Internetanschlüssen muss sichergestellt werden.

Vermittler Fonseca sieht deshalb nur sieben Flugstunden von Lissabon entfernt das lohnendste Ziel für Fachkräfte und Führungspersonal aus Portugal.

Denn rund 40 Prozent der 18 Millionen Angolaner sind auch heute noch Analphabeten. Die Ungeschulten finden keine Arbeit, zwei Drittel der Bevölkerung verdienen weniger als einen Euro pro Tag. Deshalb werden Lehrer, Ärzte, Ingenieure und Agrartechniker aus Portugal gesucht. Für die Neuankömmlinge gibt es keine Sprachbarrieren, Firmen schließen Verträge für Angola nach portugiesischem Recht ab.

„Ich ertrage es einfach nicht mehr, dass hier in Portugal nur noch von der Krise die Rede ist“, sagt Marta Gonzaga, 39, auf der Terrasse des eleganten Bairro-Alto-Hotels in Lissabon. „Für viele meiner Landsleute geht es immer nur bergab.“ Durch große, runde Sonnenbrillengläser blickt sie auf ihr Haus nahe dem Camões-Platz. Die alleinerziehende Mutter einer zwölfjährigen Tochter liebt dieses Viertel, sie möchte hier in der Altstadt wohnen bleiben. Doch auch sie wird nun nach Angola gehen, wegen der „hervorragenden Perspektiven“ dort.

Ende Mai will Eventmanagerin Gonzaga in Luanda die erste Konferenz für „Technologie, Entertainment und Design“ auf afrikanischem Boden organisieren. Veranstaltungen dieser Art hatte die gelernte Fotografin und Werberin bisher in Portugal ausgerichtet. Den Auftrag aus Luanda sieht sie nun als „glückliche Fügung“.

Wie viele der neuen Angola-Auswanderer wurde Gonzaga 1972 dort geboren. Ihre Eltern und Großeltern arbeiteten in der afrikanischen Kolonie als Lehrer und Regierungsbeamte. Nach der Nelkenrevolution ging die Familie mit zwei Kleinkindern zurück nach Portugal – wie die meisten der 350 000 damals in Angola lebenden Portugiesen. Ihre Mutter habe



THOMAS MEYER / DER SPIEGEL

Eventmanagerin Gonzaga in Lissabon: „Ich ertrage es hier einfach nicht mehr“

sich nie an die Enge in der alten Heimat gewöhnen können, sagt Gonzaga und klagt, in Portugal müsse sie fünfmal so viel arbeiten für den gleichen Lohn wie in Angola. Deshalb wird sie nun zwischen beiden Ländern pendeln, will als Selbständige große Firmen in Angola bei der Öffentlichkeitsarbeit beraten. Der Markt sei gut, sie habe attraktive Angebote.

Als sie vor einigen Monaten zum ersten Mal wieder nach Luanda fuhr, war „dort alles ganz anders geworden“ – die vielen Baustellen, die vornehmen Restaurants mit Meerblick, der Autobahnring um die Stadt –, und gleichzeitig war ihr alles sehr vertraut, der Duft der Flammenbäume versetzte sie zurück in ihre früheste Kindheit.

Gonzaga, einst als Kind nach Portugal gekommen, jetzt Rückkehrerin nach Angola, erlebte die ehemalige Kolonie wie einen „portugiesischen Traum“, auch wenn sie weiß, wie schwer das Leben der meisten Einheimischen ist. Diejenigen, die nicht am angolanischen Boom teilhaben, verhökern auf Schwarzmärkten am Straßenrand Lebensmittel und Früchte, Autos oder auch Drogen. Den Fremden neiden sie die gutbezahlten Jobs. Vor den Raubzügen junger Männer auf knatternden Motorrädern haben Freunde Gonzaga immer wieder gewarnt.

Die hohe Kriminalitätsrate und die Korruption halten die meisten Arbeitsemigranten aus Portugal davon ab, ihre Familie nach Afrika mitzunehmen. Auch Gonzaga möchte nur zehn Tage im Monat in Luanda verbringen. Für ihre Tochter sei das Leben am neuen Arbeitsplatz zu gefährlich. Oft sind Ausländer auch der Willkür angolanscher Staatsdiener wehrlos ausgeliefert und müssen darum bangen, ihr Visum zu verlieren, wenn sie sich beschweren oder Kritik äußern.

Die meisten Neuankömmlinge wohnen deshalb in abgeschlossenen Siedlungen mit Sicherheitsdienst. Viele legen den Weg ins Büro in gepanzerten Wagen und mit Bodyguards zurück. Luanda ist zudem eine der teuersten Städte der Welt. In guten Vierteln zahlt man bis zu 15 000 Dollar Miete im Monat. Plätze an internationalen Schulen sind rar und teuer. Große Unternehmen übernehmen deshalb häufig Kost und Logis ihrer Mitarbeiter aus Europa.

Antonio Saágua, der Manager aus der Gesundheitsbranche, will nur für drei bis fünf Jahre in die ehemalige Kolonie ziehen, sollte er einen passenden Job finden. Und dort so viel wie möglich von seinem Gehalt sparen, so hat er es mit seiner Frau besprochen. Schon jetzt stellt er sich auf einsame Abende „mit Lektüre und Skype“ ein. Ein Luxus wäre für ihn Bedingung: Alle sechs Wochen gibt es einen Freiflug nach Hause.

HELENE ZUBER



Bündnispolitiker Rasmussen: *Subtiles Mobbing*

VERTEIDIGUNG

Rache für Libyen

Vor dem Nato-Gipfel in Chicago ist das Ansehen Deutschlands im Bündnis auf einem Tiefpunkt angelangt. Die Deutschen gelten als unzuverlässige Partner, die nicht einmal wissen, was sie wollen.

Als am Mittwoch vergangener Woche die 28 Botschafter des Nordatlantikrats im Hauptquartier der Nato in Brüssel zusammentrafen, fehlte ein wichtiger Diplomat. Der deutsche Botschafter Martin Erdmann war am Tag zuvor in seiner Residenz an der Avenue Tervuren so unglücklich gestürzt, dass seine Lippe genäht werden musste.

Die Kollegen ließen ihre Genesungswünsche übermitteln. Die Aufregung darüber, dass es ausgerechnet in der heißen Phase der Vorbereitung auf den Nato-Gipfel in Chicago dem Vertreter Deutschlands die Sprache verschlagen hatte, hielt sich jedoch in Grenzen. Denn selbst wenn er anwesend ist, schweigt der deutsche Botschafter meist. Was soll er auch sagen, wenn sich seine Regierung zu wichtigen Themen noch keine Meinung gebildet hat?

Der schweigsame Diplomat ist symptomatisch für das schwierige Verhältnis der Deutschen zum westlichen Bündnis. Zwei Jahrzehnte nach Ende des Kalten Krieges hat das Land immer noch nicht seine Rolle in einer veränderten Nato gefunden. Die volle außenpolitische Souveränität, die Deutschland mit der Wiedervereinigung zurückerlangt hat, überfordert die schwarz-gelbe Regierung fast ebenso oft wie vorher die rot-grüne und die schwarz-rote Koalition.

Niemand kann diesen Zustand so eloquent beklagen wie Verteidigungsminister Thomas de Maizière. In seinen Reden spricht der CDU-Mann dann gern von der „Angst vor der eigenen Stärke“. Die sei nach der Wende eine willkommene Ausrede für die große Zurückhaltung der Deutschen gewesen, „wenn es darum ging, konkrete eigene sicherheitspolitische Beiträge zu leisten“.

Im Nato-Hauptquartier in Brüssel sind die Reden des Ministers aufmerksam registriert worden. Bislang wartet man allerdings vergebens auf entsprechende Taten. In der Zentrale des westlichen Verteidigungsbündnisses ist inzwischen vom „Deutschlandgefühl“ die Rede. Alles, was Deutschland für das Bündnis leiste, sei entweder „too little or too late“ – zu wenig oder zu spät.

Zwar werden die Deutschen nicht mehr so wüst beschimpft wie 2006, als ein britischer Unterhausabgeordneter beim Nato-Parlamentartreffen im kanadischen Quebec über die Rolle der Deutschen in Afghanistan wütete: „Die einen trinken Tee und Bier, die anderen riskieren ihr Leben.“ Stattdessen ist die Wut einer tiefen Resignation gewichen. „Die USA nehmen uns schon gar nicht mehr als sicherheitspolitischen Player wahr“, sagt ein Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Washington.